

geschlagen und wehrlos gemacht. Sein Gefolge wurde festgenommen, als er gerade Feuer in den Maschinenraum werfen wollte.

Als sich die Zellentür hinter Alderman schloß, sah er kein Mensch mehr zu sein, sondern ein todesblaues Tier. Den Wächtern, die ihm das Essen brachten, warf er den Napf ins Gesicht. Jedem Menschen fluchte er. Da erhielt seine dreizehnjährige Tochter die Erlaubnis, ihn im Gefängnis zu besuchen. Sein Benehmen änderte sich mit einem Schlage. So unmenschenlich und rücksichtslos er vorher gehandelt hatte, so religiös schien er jetzt geworden zu sein. Auf seine Bitte hin erhielt er eine Bibel, die er tagsüber kaum aus den Händen ließ. Sein Haß auf die Menschen war plötzlich verfliegen. Es blieb nur der Haß gegen die Prohibition, die aus einem ruhigen Familienvater einen Wüster gemacht hatte. Während seiner Untersuchungsdauer durfte er mit anderen Gefangenen Bibelfunden abhalten. Jede im Rahmen der Gefängnisordnung mögliche Freiheit wurde ihm eingeräumt. Er mißbrauchte sie nie.

Nach langer Haft wurde Alderman zum Tode verurteilt. Einige Augenblicke vor seinem Ende nahm er von seiner Familie Abschied. „Ich bin jetzt der glücklichste Mensch“, sagte er lächelnd, als ihm der Henker den Strick um den Hals legte. Eine Sekunde später hatte die Prohibition ein neues Opfer verlangt.

Der große Häuptling hält über sich selbst Gericht

Solange die Ueberlieferung der Kootenai-Indianer zurückreicht, waren Charlie Isadore's Vorfahren Häuptlinge des Stammes gewesen. Doch nun hatten die Kothäute ihm, dem letzten aus glorreichem Geschlecht, den Kopfschmuck des Häuptlings abnehmen müssen, weil Charlie sich nicht nur gelegentlich, sondern dauernd am verbotenen Quell des Feuerwassers labte. David, ein alter Krieger, freilich minder edler Abstammung, trug nun das Zeichen der obersten Würde und sprach Recht im Indianer-Ressort von Bonners Ferry (Idaho). An sich war der brave Krieger mit seiner neuen Stellung sehr zufrieden. Er hatte nur einen Kummer, und den bereitete ihm sein trunksüchtiger Vorgänger Charlie Isadore. Es verging kaum ein Tag, an dem der verkommene Sproß eines altbewährten Geschlechtes nicht sternhagelvoll in irgend einem Straßengraben gelegen hätte. Von rechts wegen mußte der Lebelstater jedesmal zur Rechenschaft gezogen werden. Aber das war eine heikle Sache, einen ehemaligen Häuptling zu bestrafen. So drückte David seinem Vorgänger gegenüber lieber beide Augen zu. Eines Tages aber half auch dieses altbewährte Rezept nicht mehr. Charlie trank sich in Gesellschaft zweier gleichgesinnter Freunde an geschmuggeltem Feuerwasser einen fürchterlichen Rausch an und begann dann zur Unterhaltung eine kleine Messertschere. Schließlich trennte man die drei Kampfhähne mit Prügel und brachte Charlie vor den Richterstuhl des Häuptlings. Letzterer wollte gerade sehr gegen seinen eigenen Willen den Mund aufmachen, um den einstigen Herrn der Kootenai zu verdonnern. Da aber erwachte das edle Blut in Charlie, dem Trunkenbold. Er rechte sich in den Schultern, stellte malerisch einen Fuß vor, gebot würdevoll mit der Rechten Ruhe, kreuzte die Arme über der Helmbürst und sagte dumpf grollend: „Häuptling David, noch nie hat ein Mann aus meinem Geschlecht den Urteilspruch einer anderen Rothaut entgegen genommen. Nur der große Häuptling Isadore allein kann über Charlie Isadore zu Gericht sitzen. Charlie, Isadore, ich verurteile dich hiermit zu fünfundsiebzig Peitschenhieben, die ich dir selbst sofort geben werde.“ In steinerner Ruhe entließ der Sünder Isadore seinen Rücken und empfing die fünfundsiebzig Streiche, die ihm der Häuptling Isadore unter achtungsvollem Schweigen aller Versammelten erteilte. Dann zog der Bestrafte sein braunes Jagdhemd wieder an, und der Häuptling Isadore kreuzte die Arme über der Brust: „Charlie Isadore, foltest du noch einmal das verbotene Feuerwasser des weißen Schmugglers trinken und in diesem hundswürdigen Zustand ertrapt werden, so muß ich dich zu zweimal fünfundsiebzig Streichen verurteilen. Huh, ich habe gesprochen.“ Die Kootenais tobten angesichts einer derartig unparteiischen Rechtsprechung Beifall. Charlie Isadore aber schlang seinen Arm halb hilflos, halb vertraulich um die Schulter des realen Häuptlings David und flüsterte ganz im Gegenfalle zu seiner vorherigen fehlerfreien Rede etwas, das verzweifelt

ähnlich klang wie: „Alter Schwede, hast du was zu trinken?“ David drückte rasch ein Auge zu, wahrscheinlich, um den Eingang zu seinem Bismarck besser anvisieren zu können, und verschwand schleunigst mit seinem würdevollen Vorgänger.

Am Ausguck

Der Luftfahrer wider Willen.

Der Grundstücksmakler William Combe in Camden (New Jersey) hatte ein großes Interesse an der Luftfahrt, aber eine nicht minder große Angst, sich selbst einmal einem Flugzeug anzuvertrauen. Die Luft besaß nach seiner Ansicht noch weniger Balken als das Wasser, und er zog es vor, auf der sicheren Mutter Erde zu bleiben. Kürzlich — er war wieder einmal auf dem Flugplatz seiner Vaterstadt, als gerade ein Flugzeug starten wollte — schloß ein Mann, um das Schwanzende des Apparates vor dem Abflug festzuhalten. „Das kann ja nicht weiter gefährlich sein“, dachte Combe und erbot sich freiwillig zur Hilfeleistung. Bald darauf ertönte das Signal zum Loslassen. Über unglücklicherweise überhörte es der Makler, und als das Flugzeug sich nun in Bewegung setzte, war er so erschrocken, daß er gar nicht daran dachte, seinen Halt fahren zu lassen, sondern sich in seiner Verzweiflung krampfhaft festhielt. Mit dem Erfolge, daß er sich nach wenigen Augenblicken am Schwanzende des Apparates hängend in die Lüfte entführte. Von unten gab man dem Führer verzweifelte Zeichen, aber erst nach einigen Minuten merkte dieser, daß etwas nicht in Ordnung sein mußte, und schritt zur Landung. Gerade rechtzeitig denn als der Apparat noch wenige Meter über der Erde war, verließen den unfreiwilligen Luftfahrer die Kräfte, und er stürzte ab. Glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, doch seit diesem Erlebnis geht Combe jedem Flugplatz weit aus dem Wege.

Das Recht des Feuerläufers.

Auf der zu Ceylon gehörigen kleinen Insel Delft herrschte kürzlich große Aufregung. Die Eingeborenen feierten einem ihrer Götter zu Ehren ein Fest, und ein Fakir vom Festland hatte — mit der entsprechenden Reklame, ohne die es heute nirgend mehr geht — sein Erscheinen in Aussicht gestellt. Der Wundermann behauptete, gegen jedes Feuer gesetzt zu sein, und wollte den braven Leuten von Delft sein bestes Kunststück zeigen: das Wandeln über glühende Kohlen. Hunderte hatten sich versammelt und sahen in ehrfurchtsvollem Schweigen zu, wie ein Hindu priester den Fakir der symbolischen Reinigung unterzog, um ihn zu seinem Vorhaben zu befähigen. Dann begann der Wundermann seinen Tanz. Leider währte dieser nur kurze Zeit und enttäuschte zudem die Zuschauer sehr. Die Kohlen des indischen Heiligen schienen nicht auf die Hitze der Kohlen von Delft einzustimmen zu sein, denn der arme Fakir zog mitten im Tanz einen Bein mit schmerzvoller Miene einen Augenblick hoch und fiel dann mitten in die Glut. Ein paar beherzte Zuschauer, die sich nicht für unvertelgbar hielten, zogen den Armen rasch aus dem Feuer und retteten wenigstens sein Leben, nachdem sein guter Ruf als Feuerzäuner im Rausch des verlangten Feisches aufgegangen war. In Delft ist man nun eifrig damit beschäftigt, zu ermitteln, ob der Hindu priester etwa bei der symbolischen Reinigung des Fakirs einen Fehler beging.

Die Schule besteht um des Schulrats willen.

Idyllische Schulverhältnisse herrschen in dem kleinen Ort St. Joseph in Wisconsin. Da sind z. B. die Sitzungen des Gemeinderats. Sie stellen eine willkommene Gelegenheit dar, um Ansichten zu äußern. Außerdem können sich die Mitglieder des Schulrats „Herr Schulrat“ schimpfen lassen. Bis vor einem Jahr brauchten die Mitglieder des Schulrats um ihre beamtete Stellung nicht zu bangen. Der Schulbesuch war zwar recht gering, aber zwei Schüler genügt immer noch, um die unbedingte Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des Unterrichts zu beweisen. Leider ist das in diesem Jahre anders geworden. Auch die beiden letzten Schüler blieben aus, weil eine Privatschule im Ort besseren Unterricht erteilt. Schließlich sagte sich eines der Schulratsmitglieder ein Herz und schickte seine Tochter zu der einst in ihrem Klassenraum sitzenden Lehrerin. Nach drei Tagen kam aber auch diese einzige Schülerin nicht wieder. Es war ihr doch zu ungemütlich gewesen, während des ganzen Unterrichts

ausschließlich im Mittelpunkt des Interesses und der ungeteilten Aufmerksamkeit der Lehrerin zu sitzen. Vernünftigerweise hätte man nun der armen Schulmeisterin eine andere Stellung suchen und die Schule schließen müssen. Aber was wäre dann aus dem Schulrat geworden? Der durfte auf keinen Fall aufliegen! Also blieb die Lehrerin im Dienst, und für das etwas herabgesetzte Gehalt von 90 Dollars monatlich hat die Vermittlung der Verpflichtung übernommen, morgens den Ofen im einzigen Klassenraum anzuzünden und sich zur Beleuchtung eines etwa auftauchenden Schülers von neun Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags bereit zu halten.

Die amerikanische Geschichte falsch.

Als Nachlaß einer Frau Field wurde in der Stahlkammer einer Bank zu Toronto in Kanada ein Dokument entdeckt, von dem man nach seiner ersten Prüfung feststellen zu müssen glaubt, daß es die wichtigsten Abschnitte der amerikanischen Geschichte als falsch erweist. Unter anderem soll der Fund die erste Niederschrift der Unabhängigkeitserklärung enthalten und autoritativer sein als die bisher bekannte Darstellung des Weges der Unabhängigkeitserklärung durch Thomas Jefferson. Das Dokument ist nicht zu historischen Zwecken abgefaßt, sondern augenscheinlich eine Niederschrift zur Stützung des Gedächtnisses über die Vorgänge der damaligen Zeit durch John Penn, den ersten Gouverneur Pennsylvaniens. Nach Meldungen aus Toronto erklärten amerikanische Sachverständige, daß dem Millionen Mark Dokument ein Wert von der Millionen Mark zukäme. Kenner amerikanischer Verhältnisse wiederum werden dazu mit wissender Miene bemerken, daß die Begründung dieses hohen Wertes der einzige Zweck der aufgestellten Behauptung gewesen ist, daß die amerikanische Geschichte der ersten Zeit der Unabhängigkeit neu geschrieben werden müsse: sie muß das kaum, wohl aber muß das Gerücht um das Dokument zu einem guten Geschäft damit dienen.

Was dem Kleide recht ist, ist der Hose billig.

Lady Astor, die vor einigen Jahren als erstes weibliches Parlamentsmitglied ins Unterhaus einzog, scheint nicht wenig von der Wichtigkeit ihrer Person überzeugt zu sein. Die Dame hat kürzlich dem Stadtrat ihrer Heimatstadt Plymouth das Angebot gemacht, dem dortigen Museum das Kleid zu schenken, das sie feinerzeit in der ersten Sitzung als neugeborene Abgeordnete trug. Die Stadtrat schätzte die historische Bedeutung dieses Gewandes keineswegs so hoch ein, hielt sich aber angesichts der hervorragenden Stellung der Spenderin für verpflichtet, das „großherzige“ Geschenk mit Dank anzunehmen. Allerdings kam dieser Beschluß nicht ohne Widerspruch zustande: Ein sozialistisches Mitglied stellte nämlich den Antrag, die — Hofe des Abgeordneten Moses, des ersten Arbeitervertreters im Plymouther Stadtrat, gleichfalls dem Museum einzubringen. Das dem Kleid der Lady Astor recht, sei der Hofe des Herrn Moses billig. — Unverständlicherweise wurde indessen dieser vernünftige Antrag abgelehnt.

Die Wilden Esel gründen ihren Verein.

Eine der neuesten amerikanischen Vereinsgründungen ist die des „Klubs der Söhne der Wilden Esel“, der kürzlich in White Bear (Minnesota) aus der Taufe gehoben wurde. Der Zweck dieses merkwürdigen Vereins, dem schon am ersten Tage zweihundert Mitglieder beitraten, ist der, „für anständige Behandlung der amerikanischen Farmer zu brühen“. Seinen Namen verdankt der Klub einer Entgeißelung des Bundesenators Moses von New Hampshire, der vor kurzem im Senat die unabhängigen Republikaner als Wilde Esel bezeichnete, weil sie, die hauptsächlich die Farmer vertreten, für die Belange ihrer Wähler kämpfen und sich nicht immer gefügig zeigen. Zum Dank für diesen Rosenamen hat der „Klub der Söhne der Wilden Esel“ beschlossen, Senator Moses zu seinem Obersten Elstretreiber zu ernennen. Das Abgeben des Vereins ist charakteristisch für seine lobenswerten Ziele. Es zeigt einen Esel, der mit beiden Hinterbeinen ausschlägt, und zwar nach einem unsichtbaren Etwas, das sicher nichts anderes sein soll als die vier Buchstaben des Senators Moses. Das rasche Anwachsen des Vereins läßt auf jeden Fall voraussehen, daß der Volkvertreter seinen unüberlegten Ausdruck noch einmal bedauern wird.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altana. Druck und Verlag: Dr. C. S. S. Altana.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 10 Mittwoch, 19. Februar 1930

Sommerstunde

(Pariser Brief.)

Wer die Befehung von Nordfrankreich und Belgien mitgemacht hat, der erinnert sich — außer schlimmeren Dingen — auch des Widerstandes der Bevölkerung gegen die sogenannte „deutsche Stunde“, worunter die damals von der obersten Heeresleitung vorgeschriebene „Sommerzeit“ verstanden wurde. Vom 1. April bis 1. Oktober wurden alle öffentlichen Uhren um eine Stunde vorgezogen und das war eine herrliche Verlängerung des Tages. Man stand zur „gewohnten“ Uhrzeit auf, aber man war dem Sonnenaufgang um eine Stunde näher und die Hochsommerabende verlängerten sich so, daß man im Juli die „kalten Nächte“ der Nordländer genoss. Die Gelehrten rechneten aus, welche Riesensummen an der künstlichen Beleuchtung gespart wurden. Die Bevölkerung der belebten Gebiete leistete passiven Widerstand. Die Maßregel kam ja von den verhassten Duapanten und also konnte sie nicht gut sein.

Heute haben die Dinge sich merkwürdig geändert. In Deutschland hat man die Sommerstunde wieder abgeschafft, aber in Frankreich, Belgien, Holland und auf den britischen Inseln hat man diese deutsche Erfindung eingeführt und befindet sich sehr wohl dabei. Ja, in Frankreich oeklagt man sich sogar darüber, daß man nicht genug Sommerzeit bekommt. Das hängt so zusammen: das Gesetz vom 24. Mai 1923 setzte den Beginn der Sommerzeit auf die Winternachtsstunde des letzten Sonnabends im Monat März, ihren Schluß auf Winternachts des ersten Sonnabends im Oktober fest. So genoss man sie über eine Zeit von etwas mehr als sechs Monaten.

Aber das Gesetz blieb in dieser Form nur zwei Jahre in Kraft. Inzwischen hatten nämlich die anderen Westländer (Belgien, Holland, Großbritannien) auch die Sommerzeit eingeführt, aber jedes Land hatte einen anderen Beginn und ein anderes Ende festgelegt. Um gewissen Unbequemlichkeiten zu entgehen, die sich aus dieser Verschiedenheit der Zeitrechnung ergaben, wurde zwischen den vier beteiligten Ländern ein Abkommen abgeschlossen, das einen gemeinsamen Beginn und ein gemeinsames Ende der Sommerzeit festlegte. Nach diesem Abkommen — es ist vom November 1925 — beginnt die Sommerzeit erst mit dem dritten Sonnabend im April und die Rückkehr zur Normalstunde findet schon am dritten Septembersonnabend statt. Gegenüber dem französischen Gesetz vom Mai 1923 ergibt sich für Frankreich daraus ein Verlust von vier Wochen Sommerzeit (drei Wochen im April und eine Woche im September). Darüber beklagen sich die Franzosen. So lieb ist ihnen heute das, was ihnen einstmals so verhasst war.

Keines der vier Länder, die heute Sommerzeit haben, möchte darauf verzichten. Es gab natürlich Schwierigkeiten sowohl vonseiten der Landwirtschaft als auch der Eisenbahnen, aber man ist mit ihnen fertig geworden und erfreut sich nun der Vorteile. In Deutschland ist es nicht möglich gewesen, die Einprüche, die von den öffentlichen Verkehrsmitteln und den Landwirten kamen, zurückzuweisen. Die Landwirtschaft insbesondere geltend, daß die deutschen Milchkuhe durchaus nicht dazu zu bringen seien, sich nach der Sommerzeit zu richten. Die Einrichtung wurde als sozialagene widernatürlich bekämpft. Aber die französischen, belgischen, holländischen und englischen Kühe besitzen gewiß keinen höheren Grad von Intelligenz — und es geht doch. Und bei den Eisenbahnen geht es auch. Man sollte sich in Deutschland wirklich einmal darum kümmern, warum es unmöglich ist, was im Kriege bei uns möglich

war, und was jetzt dort möglich ist, was es im Kriege unmöglich war. Die Länder, wo heute Sommerzeit gilt, haben sie aus wirtschaftlichen Gründen eingeführt. Keines dieser Länder hat es aus besorgten Gründen so nötig wie Deutschland. Es ist klar, daß Deutschland durch das Festhalten an der gegenwärtigen Stundenrechnung ganz bedeutende Summen für künstliche Beleuchtung ausgeben müßte, die es ersparen könnte. Man denke an die doch nutzlos verbrauchten Kosten der Fabriken, Läden und Lokalbeleuchtung. Man rechnet so viel von Ersparrung an Produktionskosten und von Rationalisierung. Hier, wo so viel mit einem Federstrich gespart werden könnte, geht es nicht und da muß man doch wirklich die Frage aufwerfen: warum geht in Berlin und München nicht, was in Paris und Brüssel nun wirklich seit sieben Jahren geht? Als wir Nordfrankreich und Belgien besetzt hielten, beklagten wir uns über die „Bosigkeit“ der Eingeborenen — speziell in puncto Sommerzeit. Wir schienen doch etwas von dieser Bosigkeit mitgebracht zu haben. Sie kann unter Umständen gut wirken — aber man darf sie nicht an der falschen Stelle anwenden.

Was die Amerikaner für Vergnügen ausgeben

Von Simon V. E. New York.

Aristoteles sagte, das beste Beweismittel für den Charakter eines Volkes sei die Art und Weise, wie es seinen Ueberfluß an Gütern verwendet. Es ist allerdings richtig, in welchem Stadium der Wohlhabenheit der Ueberfluß beginnt, beziehungsweise welcher Lebensstandard erreicht werden muß, bevor von einem Ueberfluß gesprochen werden kann. Amerika, das sich zur reichsten Nation der Welt aufgeschwungen hat und über ein Nationalvermögen von etwa 400 Milliarden Dollar verfügt, hat sich einen eigenen Lebensstandard geschaffen, der kaum für einen gewissen Luxus gibt. Das zeigt sich schon darin, daß der Amerikaner im Durchschnitt einen geringeren Prozentsatz seines Einkommens auf die Ernährung verwendet als der Europäer, obwohl sein Tisch ziemlich reichlich gedeckt ist, und einen um so größeren Bruchteil auf seine äußere Erscheinung beziehungsweise auf Luxus verwendet, daß er leichter u. rascher sich die Änderungen der Kleidung u. die damit verbundenen Annehmlichkeiten des Lebens zunutze machen kann. Die äußeren Zeichen der Wohlhabenheit zeigen sich schon in der reichlicheren Ausnutzung der Erfindungen, die das Heim behaglicher gestalten. So sind in Amerika 80 v. H. aller Automobile in Betrieb, 60 v. H. aller Telefonapparate und 50 v. H. aller Radios. Andererseits vermag jedoch Amerika, der Krösus des zwanzigsten Jahrhunderts, nicht die Armut innerhalb seiner Grenzen aus der Welt zu schaffen. Neben märchenhaftem Reichtum macht sich die drückendste Armut breit. Das Durchschnittseinkommen der Amerikaner ist etwa 700 Dollar jährlich, aber trotzdem muß sich die überwiegende Mehrheit des Volkes, etwa 80 v. H., mit weniger als dem amerikanischen Existenzminimum begnügen. Der Rest allerdings vermag sich alles das zu leisten, was das Leben bietet.

Luxus ist ein dehnbarer Begriff und hängt vielfach mit der allgemeinen Wirtschaftslage zusammen; Prosperität erzeugt neue Notwendigkeiten, und der Luxus von Gestern kann als Folge des gehobenen Lebensstandards zur Notwendigkeit von Heute werden. Die gut organisierte und mit allen Mitteln betriebene Propaganda, die Leichtigkeit, mit der in Amerika der Erwerb von neuen, der Bequemlichkeit dienenden Erfindungen gemacht wird,

bringen die guten Dinge des Lebens rasch in den Bereich des Eingetragenen, bereiten ihn langsam für höhere Arten des Luxus vor und gewöhnen immer größere Kreise an diese Annehmlichkeiten, so daß ihr enfein schließlich als eine Selbstverständlichkeit empfunden wird.

Mit dem gesteigerten Einkommen ist in Amerika das Bedürfnis nach Luxus und nach Vergnügen gewachsen. Mehr als den vierten Teil des Gesamteinkommens gibt der Amerikaner für sein Vergnügen aus. Unter Vergnügen wird nicht bloß Unterhaltung, wie Vergnügen von Theatern, Konzerten und Kinos verstanden, sondern Vergnügungs- und Ferienreisen, Pferderennen, Spiel und Sport aller Art und auch das Radio, welches letzteres allein 750 Millionen Dollar jährlich in Umlauf bringt. Jeder Bewohner der Vereinigten Staaten vermerkt durchschnittlich dreimal monatlich ein Kinogefühl, das billigste und infolgedessen in den minder bemittelten Kreisen beliebteste Unterhaltungsmittel. Einen breiten Markt in der Unterhaltung der Jugend bis zu den ältesten Jahrgängen nimmt das Tanzen ein. Es ist in der amerikanischen Jugend so tief eingewurzelt, daß selbst die größte Hitze sie nicht davon abhalten kann, unter den Klängen eines Grammophons oder eines Radios, wenn schon keine anderen musikalischen Aufnahmegeräte vorhanden sind, diesem beliebtesten „Sport“ zu fröhnen. Außer den vielen Tanzhallen, die fortwährend im Betrieb sind, gibt es auf dem Lande eine Unzahl von „Roadhouses“, Ausflugstätten, in denen nicht nur der Prohibition ein Schnippschen nach Belieben austoben können. Gestagt wird bei Tag und Nacht, keine Stunde ist unpaßend. Eine Riesensumme, nahezu zweihundert Millionen Dollar — die Ausgaben für kulinarische Genüsse, Fahrten und andere aus diesem Anlasse entstehenden Kosten nicht gerechnet — werden jährlich veranzagt beziehungsweise durch die Beine ins Verbotene gebracht. Die Autovergnügungsfahrt, eine außerordentlich beliebte Art der Freizeitnutzung, steht mit fünf Milliarden an der Spitze des amerikanischen Unterhaltungsbudgets. Die Nachtclubs, die sich meist auf Städte beschränken, verschlingen drei Milliarden amerikanischen Jahreseinkommens, eine Milliarde mehr, als für Vergnügungs- und Ferienreisen ausgegeben wird. Um einem Bedürfnisse nach Vermehrung vornehmer Nachtclubs in New York nachzukommen, wurde kürzlich das im Centralpark sonst bürgerlich normalen Böden zugänglich gewesene, auf städtischem Grunde liegende Kasino in einen exklusiven Nachtclub verwandelt, in dem zehn Dollar für das Gedächtnis allein gefordert werden. Der Eröffnungsabend war nur geladenen zahlungskräftigen Gästen möglich. Die 20 000 über Amerika zerstreuten Kinotheater sammeln jährlich 1 500 000 000 Dollar Eintrittsgeldern, während für Varietees, Zirkusse, Konzerte und die im Verhältnis zur Einwohnerzahl außerordentlich geringe Anzahl von legitimen Theatern nur 500 Millionen ausgegeben werden, genau so viel wie die passionierten Golfspieler mit Rockefeller Senior an der Spitze für das beliebteste Golfspiel spenden. Zwei Millionen Amerikaner schwingen den Golfstiel, und 5000 Kurse sorgen für geeigneten Nachwuchs. Spiele absorbieren jährlich 50 Millionen, Pferderennen, Fußball und das beliebteste Nationalspiel Baseball sind mit je 50 Millionen in dem Vergnügungsprogramm der Amerikaner veranschlagt. Die verschiedenen Demos, Turneps und andere Vorwahlen holen mit Hilfe ihrer Impresarios weitere 15 Millionen aus den Taschen des Publikums, dem für den Wintertourismus die verhältnismäßige Banatelle von nur 10 Millionen übrig bleibt. Um sich das Leben während der Unterhaltungstätigkeit zu

vertragen, wird der Magen der Bevölkerung mit Vorräten und ähnlichen Leckereien im Werte von zwei Milliarden belastet. Welche ungeheuren Mengen von verbotenen geistigen Getränken notwendig sind, um die Folgen dieser Mageninfektion weg zu spülen, und was sie kosten, läßt sich nicht feststellen, da eine verlässliche Statistik darüber fehlt.

Die Ausgaben der Amerikaner für Unterhaltung und Luxus bewegen sich in aufsteigender Richtung, entsprechend dem schnell wachsenden Nationalvermögen. Obwohl die Amerikaner 21 Milliarden auf ihr Vermögen verwenden — also das Sechsfache der gesamten Regierungsausgaben, die zwischen 3,2 bis 3,6 Milliarden jährlich schwanken —, sind sie doch noch imstande, einige Milliarden jährlich für etwaige magere Jahre zurückzu-

In der „Grünen Hölle“ des Matto Grosso

Die Dyottische Urwaldexpedition in das
Innere Brasiliens.
Von Hermann Petersen.

Es ist jetzt nahezu ein Jahr, seitdem die Dyottische Urwaldexpedition in das Innere Brasiliens aufbrach. Die in den ersten Monaten noch hin und wieder von ihm einlaufenden Nachrichten blieben allmählich vollständig aus, und heute darf man sich keinen Zweifel mehr darüber hingeben, daß der kühne Forscher das Schicksal so vieler anderer geteilt und in der „Grünen Hölle“ ein vorzeitiges Ende gefunden hat.

In den ersten Jahren nach Fawcetts Verschwinden hoffte man jedoch noch, Mehrfach waren längst als tot betrauerte Forscher plötzlich zurückgekehrt, und als Ende 1927 Eingeborene die Nachricht an die Küste brachten, daß im Innern von Matto Grosso Weiße von Indianern festgehalten würden, glaubte man fest, daß dies nur Fawcett sein könne. Daher machte sich im Februar des folgenden Jahres der englische Oberst Dyott auf, um die im Urwald verschollenen Landsleute zu suchen und wenn möglich zurück zu bringen.

Die Dyottische Expedition nahm ihren Ausgang von Rio de Janeiro, ihr Ziel war das Flußgebiet des Xingu, dieses größten Nebenflusses des Amazonas. Die Gegend gehört zu den gefährlichsten Südamerikas. „Aus dem Xingu-Lande kommt niemand zurück“ lautet eine dort unten oft gehörte Redensart. Dyott verdankt es nur seinen außerordentlichen persönlichen Eigenschaften, seiner Gewandtheit im Verkehr mit den wilden Indianern, vor allem jedoch der Fähigkeit, im gefährlichsten Augenblick blühend den richtigen Entschluß zu fassen, daß er jene Ansicht für irrtümlich halten konnte.

In Corumbá, am Oberlauf des Paraguan, erhielt man die erste Kunde von den Gesuchten. Sie war nicht tröstlich. Ein bekannter Banditenführer, Miranda, wußte zu berichten, daß Fawcett von Räubern getötet und ausgeraubt worden sei. Erst später stellte sich die Unrichtigkeit der Behauptung, wenigstens in dieser Form, heraus. Es ging dann weiter nach Cuyabá in Matto Grosso, wo Dyott zu seinen vier bisherigen Begleitern fünf weitere warb; dann drang man tiefer ins Innere vor. Zunächst standen noch Reitrosen und Maultiere zur Fortbewegung zur Verfügung. Letztere trugen die Lebensmittel und das Gepäck, darunter eine Einrichtung für drahtlose Telegraphie, welche die Verbindung mit der Außenwelt aufrecht erhalten sollte, sowie verschiedene Filmkameras. Denn über dem eigentlichen Zweck der Reise wollte man die wissenschaftliche Forschung nicht vergessen. Der Rundfunkapparat mußte allerdings auf der Rückreise im Stich gelassen werden, aber erst, als man sich schon wieder in der Nähe zivilisierter Gegenden befand. Die reiche Filmausbeute wurde dagegen dank ihrer zweckmäßigen Verpackung geborgen, wenn die Rollen auch mehr als einmal in Stromschnellen verschwanden.

Mit der Ankunft in Bakari war der letzte noch von Weißen bewohnte Ort erreicht, hier begann der eigentliche Vordringen ins Unbekannte. Von hier aus hatte jedoch Fawcett abichtlich jede Spur verwischt, um nicht durch unerwünschte Elemente belästigt zu werden. Dyott wäre in große Verlegenheit gekommen, mochte er sich wenden sollte, hätte er nicht zufällig einen halbivilisierten Bakari-Indianer getroffen, der einst Fawcett eine große Strecke Wegs begleitete und sich nun bereit fand, auch Dyott zu führen. Bis zum Aufbruch konnten noch die Reit- und Tragtiere mitgenommen

werden, dann wurden diese mit ihren Treibern zurück geschickt, und die Reisenden legten die Fahrt zu Wasser in Eingeborenen- und mitgebrachten Kaitooten fort. Letztere zeigten sich ungeachtet ihrer größeren Empfindlichkeit der Rindenboote der Indianer überlegen.

Die Expedition bestand sich nun mitten im Urwald. Scharen von Insekten machten das Leben zur Qual. Die Flüsse wimmelten von Schwärmen scharf gezählter, blutigerer Fische. Riesenschlangen lauerten in den Sümpfen, und durch das Baumgewirr schlich der Jaguar. Auch die Fahrt auf den Flüssen bot zahlreiche Schwierigkeiten: Baumstämme, die den Weg versperrten, mußten mit der Axt beseitigt werden, Stromschnellen wechselten mit Untiefen, und schlug man am Ufer ein Lager auf, so trieben Heere von Ameisen und wilden Bienen die kühnen Reisenden schnell wieder in die Boote. Zuweilen stieß man auf Indianer, die sich im allgemeinen als friedlich erwiesen. Doch das ist dort im Matto Grosso ein sehr relativer Begriff. Der „friedfertige“ Eingeborene kann im Handumdrehen ohne ersichtlichen Grund zum blutdürstigen Feinde werden, und der Wahrspruch der nordamerikanischen Hinterwälder „Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer“ gilt auch hier.

Die ersten, völlig wilden Indianer, mit denen man in Berührung kam, gehörten zum Stamme der Anauqua. Dank seiner geschickten Behandlung der Eingeborenen kam Dyott gut mit ihnen aus. Von einem ihrer Häuptlinge, Aloque, erfuhr er auch näheres über das Schicksal seines Landsmannes. Wie der Indianer berichtete, war Fawcett mit seinen Begleitern von den benachbarten Sugas niedergemetelt worden. An dem blutigen Ende des Gesuchten konnte Dyott nun nicht mehr zweifeln, dagegen begte er einen starken Verdacht, daß Aloque mit seinen Anauqua an dem Mord nicht ganz unbeteiligt gewesen sei. Verschiedenes sprach dafür. So brüllte eine Indianerin mit Messingbeschlägen, die früher offenbar an einem von Fawcetts Koffern gestossen hatten, und in Aloques Hütte fand sich ein kleiner Leberstock, der auch niemand anders als dem Vermissten gehört haben konnte. Leider gelang es Dyott nicht, sich durch einen Blick von seinem Inhalt zu überzeugen. Der Forscher war klug genug, den Indianerhauptein seinen Verdacht nicht merken zu lassen, andernfalls hätte er mit seinen Begleitern nur das Schicksal Fawcetts geteilt. Er tat vielmehr, als ob er Aloque Glauben schenke, und bat diesen, ihn nach der Stelle zu führen, wo die Sugas den Mord verübt hätten. Der Indianer kam seinem Wunsch nach und gab außerdem eine eingehende, zwar nur pantomimische, aber durchaus unmissverständliche Darstellung des Endes Fawcetts. Dyott war jetzt ganz sicher, daß nicht die Sugas, sondern die Anauqua die mörderischen Verbrecher seien. Auch Aloque schien sich zu sagen, daß er im Eifer des Gefechts mehr als rational erzählt habe; am selben Abend war er mit den Seinen spurlos verschwunden.

Dyott hielt es jetzt für richtig, auch seinerseits das Feld zu räumen. Den Anauqua war nicht mehr zu trauen, an dem Tode Fawcetts ließ sich nicht länger zweifeln, die Expedition hatte mithin ihren Zweck, wenn auch in negativem Sinne, erreicht. So wurde alsbald der Rückmarsch angetreten, der unter ähnlichen Schwierigkeiten wie der erste Teil der Reise schließlich erfolgreich durchgeführt werden konnte. Mit reicher Ausbeute an Filmen, ohne einen Mann verloren zu haben, trafen die kühnen Reisenden nach monatelanger Abwesenheit glücklich wieder in Rio de Janeiro ein.

Der Mann, der unbedingt nach Cahenne will

Ein sonderbarer Brandstifter. — Verbrecher
und Philosoph. — Er mochte den Schlaf der
Gendarmen nicht stören.

Von Herbert Grote.

Zwischen zwei martialischen Gendarmen lag ein ruhiger, ernster Mann auf der Anklagebank des Pariser Schmutzgerichts. Der Eigentümer aller Augen, die je dort hinter den Schranken kauerten. Zwei dunkle Augen saßen tief unter der bleichen, hohen Stirn. Ihr Blick schimmerte über die Anwesenden hinweg und hafterte nirgends. Er schien nach innen gerichtet zu sein. An den Schläfen schimmerte das kurzgeschchnittene Haar in silbernem Glanz. Der Mund mit der glattrasierten Oberlippe war fein und schmal. Vom hoch geschlossenen Kragen einer einfachen, schwarzen Leinenjacke hebbte sich das nachdenkliche Gesicht wie das Antlitz eines philosophierenden Mönchs aus dem Mittelalter ab. Weißfremde und Güte sprachen

aus jedem Zug, doch gleichzeitig auch etwas, das ein wenig unheimlich wirkte. Wie ein Verbrecher sieht dieser Angeklagte nicht aus. Nicolas Villos ist auch kein schlechter Mensch. Ziemlich mania von seinen 49 Jahren brachte er zwar in Gefängnissen und Arbeitshäusern, doch er hat nie einer Flucht, noch viel weniger einem Menschen ein Leid getan. Was sind Sie von Beruf? „Früher war ich ein Philosoph“, der Angeklagte sagt. Er hat recht. Auf seinem Gesicht steht ein geistiges, das er ein Weltweiser ist, doch einer, der nicht in diese Welt paßt.

Ruhig erzählte er seinen Lebenslauf. In seiner Jugend wollte er in ein Kloster eintreten. Er hatte von den buddhistischen Mönchen gehört, die ihr Leben der Meditation widmen. Dem Nachgrübeln über Welt und Mensch. Doch ihm fehlte das Geld, um nach Indien zu wandern. Er fühlte sich unfähig, in seiner rassistischen Heimat den Kampf mit den Benachteiligten zu führen. Dann ließ ihn ja die Zeit gelehen, um sich seine Betrachtungen hinlegen zu können. Seine als Kind reicher Eltern geboren worden und. Als mütterlicher Sorgen entbunden gewesen, so würde ihn die Welt heute vielleicht als Philosophen ehren. So aber wollte sie nicht von ihm wissen. Nicolas Villos nahm es ihm nicht übel. In seinem grübelnden Hirn war kein Raum für den Haß. Seine Lage gab ihm nur eine Ruhegeheimnis zum Nachdenken.

Doch er mußte leben, wollte er meditieren können. Nur ein Weg blieb ihm offen, der ins Gefängnis. Dort ließen sie ihm sicher Zeit, seine beliebigen Betrachtungen anzustellen. Aber sein Ehrgefühl sträubte sich gegen jede schlechte Tat. Er wollte niemandem beschließen, niemandem betrügen. Gewalt lag ihm völlig fern. So wurde er zum Brandstifter. Er zündete aber keine Häuser an, denn er wollte keinen Menschen beunruhigen oder gar gefährden. Er warf Streichhölzer in allein stehende Getreidefelder und Scheunen. Dann zeigte er sich selbst an. Die letzte Brandstiftung trug ihm zehn Jahre der Zurückgezogenheit ein. Doch beinahe wäre die noch gestört worden. Nicolas Villos war ein Mustergefangener, fleißig wie ein Knecht und zufrieden, wenn er in seiner Zelle ungestört sitzen und meditieren durfte. Der Haftdirektor glaubte ihn belohnen zu müssen. Er wollte ihm die vorzeitige Entlassung verschaffen. Doch der Philosoph war entsetzt. „Bitte, lassen Sie mich meine Zeit bis zur letzten Minute abgeben“, sagte er. „Ich möchte hier bleiben, wenn es möglich ist.“ Der Haftleiter schüttelte den Kopf und dem sonderbaren Entschluß die erste Ruhe

Doch alles Gute nimmt einmal ein Ende. Ein Villos Zurückgezogenheit im Gefängnis eines Tages schickte man ihn wieder in das Leben hinaus, für das er nicht geschaffen war. Er wußte nicht recht, was er mit seiner Freiheit beginnen, wo er sich seinen Betrachtungen widmen sollte. Ein Mitgefangener hatte ihm einst in bunten Farben die Schönheit Südfrankreichs gemalt, von den Breiten der Mittel- und vom blauen Mittelmeer. Nicolas Villos wanderte nach dem Süden, weil er wollte, in der engen Verführung mit der Natur Anreize zum Philosophieren zu erhalten. Doch die Natur enttäuschte ihn. Sie konnte ihm die stille Gelassenheit nicht erheben. Villos machte der Gräber durch Frankreich. Er kam nach Paris. Ein entsetzlicher Ort für den der Ruhe und Erkenntnis sucht. Was blieb Villos übrig? Nur eine neue Brandstiftung.

Er fand weit draußen vor der Stadt ein einsam stehende Scheune und überzeugte sich erst davon, ob der Besitzer auch verschlafen war. Dann zündete er sie im Morgengrauen an. Auf der nächsten Gendarmenstation wurde er sich verhaften lassen. Als er gerade den Finger hob, um die Tür zu klopfen, fiel ihm ein, daß der Gendarm dort drinnen wahrscheinlich schlief. Er setzte sich auf die Schwelle und wartete. Man darf doch einen Menschen nicht im wohlverdienten Schlummer föhren! Als der Wachmeister erwachte, sah er den Brandstifter, der in der Morgendämmerung schauerte. Da nahm Villos den Hut ab und erklärte alles: „Bitte, verhaften Sie mich!“

Nun sitzt er vor den Geschworenen. „Ich möchte dieses Mal nach Cahenne“, sagt er. Vor der Staatsanwaltschaft hat er gesprochen und denkt dabei mit seiner Angst an den freundlichen Gelangnisdirektor, der ihn vorzeitig aus der Strafe lassen wollte. Drüben in der Strafkolonie droht ihm keine derartige Gefahr. Seine Augen weilen sich vor Schrecken, als der Staatsanwalt alle Aussagen seiner Verteidigung aufzählt, um das Gericht von der Unzurechnungsfähigkeit seines Mandanten zu überzeugen: „Simmel, der Mann bringt es noch

fertig, daß ich frei gesprochen werde.“ Dann lächelt er wieder zufrieden, als der Staatsanwalt erklärt, der Angeklagte sei für seine Tat verantwortlich. Den Staatsanwalt aber läßt kein Bild mit väterlicher Zärtlichkeit, denn der öffentliche Ankläger magnt die Geschworenen: „Schicken Sie diesen gefährlichen Menschen für immer dorthin, wo er der Gesellschaft nicht mehr schaden kann!“ Die Jury berät das Wort, doch nur aus Mitleid mit Villos. Sie schickt ihn für den Rest seines Lebens nach Cahenne. „Herrlichen Dank“, verbeugt sich der Weltweiser und lächelt zufrieden. Er ist überzeugt, ein besseres Los gezogen zu haben als alle, die sich in Frankreich ihrer Freiheit erfreuen.

Heilskünstler im Reich der Mitte

Der Kaiser mit dem durchsichtigen Bauch.
— Krüten und Spinnen als Medizin.
— Nachhilfe vor zweitausend Jahren.

Von Herbert Elvers.

Kein anderes Volk der Erde hängt so am Altergebraten wie das chinesische. Nur im Reich der Mitte konnte ein Gesetz erlassen werden, das den mit dem Alter bedrohten einen neuen Gedanken äußert oder etwas Neues erfindet. Dies geschah an der Tradition gilt auch für die Medizin, die vor allem im Innern des Landes ganz nach Jahrhunderten alten Vorschriften und Regeln ausgeübt wird. Die Kunst der chinesischen Ärzte nach heutigen Tagen auf das Äußerste. Die Männer sind meist alte, weise, in der Natur gelehrt, und führt alle Krankheiten auf den Gegenstand zurück.

Tiele erlebten Jünger Aeschylus entnahmen ihre Wissenschaft noch immer einem magischen Ritus. Das vor der Geburt des Reiches von dem Kaiser Schin Ping verfaßt sein soll. Die Ueberlieferung berichtet, daß der Herrscher mit einer durchsichtigen Bauchwand geboren wurde und daher die Wirkung jeder Medizin auf seinen Organismus bequem studieren konnte. Es darf daher nicht wundernehmen, daß Schin Ping eine Leuchte auf medizinischen Gebiete wurde. Vermutlich auf Grund eigener Beobachtungen konnte er zu der Erkenntnis gelangen, daß der Mensch seinen Sitz im Magen und aufrechten, wenn er in seiner Zelle ungestört sitzen und meditieren durfte. Der Haftdirektor glaubte ihn belohnen zu müssen. Er wollte ihm die vorzeitige Entlassung verschaffen. Doch der Philosoph war entsetzt. „Bitte, lassen Sie mich meine Zeit bis zur letzten Minute abgeben“, sagte er. „Ich möchte hier bleiben, wenn es möglich ist.“ Der Haftleiter schüttelte den Kopf und dem sonderbaren Entschluß die erste Ruhe

Der Kaiser Schin Ping wurde zur Seite steht der Polai oder die chinesische Pharmakopie, ein Handbuch zur Verleitung von Arzneien. Die in ihm angegebenen Mittel sind vielfach derart, daß ein gesunder Mensch, wenn bloßen Eiern und Garnelen gekocht, danach gelte mit Eiern und Garnelen gekocht. Rinderleihen als vorzügliches Mittel gegen verschiedene Krankheiten, und nahezu gleicher Wirkungskreis ist die zu einer leimigen Masse gekochte Rindhaut. Gegen Muskelschmerzen wie auch gegen Geschwüre jeder Art vorordnete der Polai eine aus getrockneten Krüten bereitete Salbe. Wunden verschwinden, wie durch Zauber, wenn der davon Gewirkte einige Spinnen, in ihrem natürlichen Zustand, verpulvert. Da haben es die Mandarinen schon besser, denen der Genuß von Al empfohlen wird.

Als vielseitig wirksam gilt das Korn der mongolischen Gasse, einer Antilope. Man kocht es und zerhackt es zu Pulver als Spezifikum gegen Schlaganfall, Rheumatismus und Lungenentzündung; oder es wird pulverisiert und aufgekocht kleinen Kindern als mild wirkendes Abführmittel eingegeben.

Auf Grund dieser beiden Werke wird nun munter praktiziert. Als feststehende Regel gilt bei den Chinesen, daß man sich nur von Verätzen behandeln läßt, in deren Familie dieser Verfall mindestens seit drei Generationen ausgeübt wird. Kein Arzt darf ein Mittel verschreiben, das nicht durch feststehende Erfahrung sanktioniert ist. Der Unvorsichtige, der an einem Kranken eine Arznei eigener Erfindung ausprobieren würde, riskiert es, daß ihm, falls der Patient stirbt, der Kopf vor die Füße gelegt wird.

In schweren Fällen zieht man, wie auch bei uns, mehrere Ärzte zu Rate; aber da kann es passieren, daß nicht alle einer Ansicht sind. Als dann hütet sich jeder der gelehrten Herren, ein Rezept zu verschreiben, aus Angst, es könnte das verheerliche sein. Wenn dann der Kranke wegen Mangel an jeder Behandlung stirbt, so trifft die Ärzte kein Vorwurf; haben sie doch nur eine uralte Tradition befolgt.

Gegenüber diesen vorurteillichen Zuständen muß es geradezu überaus, daß es schon vor zwei Jahrtausenden in China Ärzte gegeben hat, die ihrer Zeit weit voraus waren.

Der berühmteste war wohl Hua, der zur Zeit des Baubeginns der großen Mauer lebte. Hua ein geschickter Chirurg, wandte bei seinen Operationen bereits vollständig als Anästhetikum an. Die Wunden vernähte er mit „heilkräftigen Fäden“, was nichts anderes bedeuten kann, als daß jener bereits Kenntnisse in der Antisepsie besaß. Wie kam anders zu meist voraus Gedachte ein vorzügliches, gewaltiges Erbe. Seine medizinischen Erfahrungen und Lehren hat er in einem umfangreichen Werke niedergelegt, von dem ein großer Teil leider verbrannt wurde; der Rest wird noch heute von Chinesen als wertvolles Lehrbuch geschätzt.

Etwa ein Jahrtausend später als Hua lebte ein anderer bedeutender Arzt, Sun, dem man seinen fabelhaften Erfolg der Weinamer der große Gott, der das Leben erhält, beigemessen wurde. Von ihm erzählt man folgendes Geschichtchen: Da ein geheimnisvoller Kranken Kranke in Briefen den berühmten Arzt zu sich. Da die Foketette verbot, daß Sun in unmittelbarer Berührung mit der hohen Patientin kam, die er nicht einmal sehen durfte, um seine Diagnose zu stellen, so schickte der Arzt vor, man solle um das Handgelenk der Kranken einen Seidenfaden legen, diesen in das benachbarte Zimmer führen und ihn dort in die Hand geben. So wollte er den Puls fühlen und danach die Krankheit erkennen. Der Vorfall wurde angenommen. Die Kranken wollte Sun zunächst auf die Probe stellen und legte den Faden um den Wristposten, dann um eine Platte ihres Schoschubens, oder besser Male merkte Sun, dem der Faden. Die Patientin war jetzt von den Fähigkeiten ihres Arztes überzeugt, befolgte alle seine Anordnungen auf das genaueste und wurde geheilt.

Männer wie Hua oder Sun bilden aber Ausnahmen. Wie es um das Können der großen Masse ihrer Kollegen auch heute noch bestellt ist, zeigt treffend ein im Fernen Osten gern erzähltes Geschichtchen: Der Höllefürst war erkrankt und sandte Boten auf die Erde, die ihm einen tüchtigen Arzt besorgen sollten. Er suchte nach den Abgesandten auf die Suche nach der Wohnung vieler Ärzte, aber nirgends gelang es ihnen, Zutritt zu erlangen. Selbst der Besten, die zu Bezeiten von dem besten der Ärzte behandelt und unter die Erde gebracht worden waren und jetzt ihre Rache nehmen wollten. Schließlich ließ er Hölleboten auf die Verhauung eines Heilskünstlers, vor dessen Tür er nur einen einzigen Fußstapen bemerkte. „Das muß ein ungewöhnlich tüchtiger Arzt sein“, dachte sich der Höllefürst aus der Unterwelt. „Ist ihm doch nur ein einziger Patient gestorben.“ Aber dann kehrte er enttäuscht zur Hölle zurück. Es stellte sich nämlich heraus, daß jener Arzt — erst am selben Morgen seine Praxis aufgenommen hatte.

Der Goldfisch- pirat

Die Verlockung zum Schmuggeln. — Merkwürdiges Wesen einer Studentin. — Der Schrecken der Küstenwächter.

Von John C. Waters - Chicago.

Die Umtriebe der Chicagoer Banden, die täglich ungezählte Millionen durch den illegalen Handel mit alkoholischen Getränken gewinnen, lassen im Ausland oft die Meinung aufkommen, bei den Rumsmugglern habe man es nur mit Verbrechern zu tun. In Wirklichkeit bilden gerade die ordnungsliebenden Kreise die Hauptmasse der Prohibitionsbänder, weil sich ihr Gerechtigkeitsempfinden dagegen auflehnt, daß ihnen ein harmloser Genuß verboten sein soll. Die Millionäre, die sich für zwanzig Dollars eine Flasche Cognac kaufen kann, macht sich in dieser Beziehung ebenso „schuld“ wie der Mittellose, der im Alkoholismus eine Einnehmungsquelle sieht. Als krasse Beispiele dafür, wie große Kreise an diesem Geschäft beteiligt sind, mögen zwei Frauen erwähnt werden.

Die erste mochte sechzig Jahre alt sein. Kein Mensch wußte recht, wozu sie lebte. Sie fuhr fast jeden Tag in einem altersschwachen Kraftwagen über Land. Kein Prohibitionsagent dachte daran, die weisshaarige Dame mit dem Partianengesicht anzuhalten. Er fürchtete sich zu sehr, die Autotüre würde niemals wieder aufgehen können, wenn sie erst einmal hand. Doch die alte Dame lachte hinter ihrer strengen Maske, denn unter den Sitzen verstaute sie Flaschen an Flaschen.

Die andere war eine junge Studentin. Rebellisch, lernbegierig, ein Muster für ihre Altersgenossen. Jeder gönnte es ihr, wenn sie

am Sonnabend nachmittag von der Universität ins Dozieren fuhr. Wehrlos, wie ein kleines Kind, der dem jungen Ding das nötige Geld zum Studium gab. Man wußte nämlich, daß die Eltern arm waren. Eines Tages stand eine Prüfung bevor. Doch die junge Wöchnerin kehrte nicht zurück. Man suchte nach ihr und fand sie im Krankenhaus, eine Kugel aus dem Gewehr eines Prohibitionsagenten in der Schulter. Der angebliche reiche Onkel war ein Rumsmuggler, für den die junge Studentin jede Nacht von Sonnabend auf Sonntag eine Lustwagenladung Alkohol fuhr, um das nötige Geld zur Fortsetzung ihrer Studien zu verdienen.

Wenn schon alte Damen und junge Mädchen der übergroßen Verlockung unterliegen, wie soll da ein Mann aus dem Volk den Anfechtungen widerstehen? Tausende, zehntausende überwinden die Verführung eben so rasch wie James Horace Alderman. Bevor die Prohibition eingeführt wurde, hatte dieser Fischer nie an die Uebertretung der Gesetze gedacht. Er verdiente den Unterhalt für sich und seine Familie dadurch, daß er an der Küste von Florida Redfish in die Lagunen hinaus fuhr und ihnen beim Angeln half.

Dann kam die Verlockung. Alderman sah, wie andere durch den Alkoholismus in einer einzigen Nacht mehr verdienen als er in einem Monat. Dazu trat die Abneigung gegen ein Gesetz, das nur der Kriegsschiffahrt sein Dasein verdankte und freie Menschen zu berumwunden Kindern machte. Alderman wurde Rumsmuggler. Er brachte mit seinem Motorboot den Alkohol von den Bahamas herüber nach Florida und verkaufte ihn hier mit hohem Gewinn. Bald stieg er zum Führer eines Schmugglerlagers auf, und die Seefische, die er mit dem verdorbenen Gewinne eintrieb, wurde zum Sammelpunkt dunkler Elemente, die alle vom gleichen Haß gegen die Gesetze und ihre Vollstreckung befeuert waren. In ihrer Gesellschaft mußte Alderman zum Verbrecher werden.

Der „Goldfischpirat“, wie man ihn bald nannte, beschränkte sich nicht auf den Alkoholgeschäfts allein. Er erstreckte seine Tätigkeit auch auf das Einschmuggeln von Fremden, die keine Erlaubnis zur Einreise in die Vereinigten Staaten besaßen. Vor allem handelte es sich hier um Chinesen. Sie wurden in Suban an Bord genommen, nachdem sie die Ueberfahrt vorher in bärer Wäre bezahlt hatten. Die Mehrzahl von ihnen gelangte in das Land ihrer Zerstreuung. Einige aber verfielen in die Hände der Behörden. Alderman habe sie mit der Rumladung über Bord geworfen, als ihn ein Küstenwächter verfolgte.

Fahrgelag konnte der Schmuggler nicht auf trichter Tat ertrappt oder überführt werden. Ein Zollbeamter brachte ihn schließlich durch List zur Strecke. Der Mann ließ sich an Bord des Schmugglerbootes als Koch und Gefährte anwerben und machte eine Fahrt von den Bahamas nach Tampa mit. Dort ermöglichte er es, daß seine Kollegen Alderman beim Löschen der Ladung überredeten. Ein Jahr lang lag der „Goldfischpirat“ untätig in seiner Zelle.

Im Gefängnis wurde Aldermans Haß gegen die Vollziehungsorgane der Prohibition unerträglich. Vier weitere Jahre lang führte er Krieg mit den Küstenwächtern. Vier weitere Jahre lang führte er Krieg mit den Küstenwächtern. Dann erreichte ihn kein Schicksal. Fünfzig Kilometer von der Floridaküste entfernt schoß ihm ein Küstenwächterschiff eine Granate vor den Bug. An Entkommen war nicht zu denken. Anfeindend in sein Los ergeben, stieg er mit seinem einzigen Gefährten auf das Regierungsboot hinüber und trat auf dessen Kapitän zu, der eben der nächsten Küstenstation die drahtlose Meldung von seinem Fang machen wollte. Ehe der Offizier auch nur einen Arm schüttelnd vor das Gesicht halten konnte, schoß ihn Alderman über den Haufen. Einer der Regierungsbeamten zog seine Dienstpistole. Sie verlagte. Im gleichen Augenblick warf ihn Aldermans Schuß durch die Lunte in den Arm. „Hände hoch!“ Die beiden Hölzer in den Händen des „Goldfischpiraten“ drangen die Befehls des Küstenwächters zum Gehorham. Die Leute wußten, daß Alderman nichts auf sein Leben gab noch weniger auf das ihre. „Lass den Brennstoff auslaufen!“ Haß zu Streichhölzer? „Brüllte der Schmuggler seinem Gefährten zu. Für die Verhauung des Küstenwächterschiffes bestand kein Zweifel mehr. Der „Goldfischpirat“ wollte ihr Boot und mit diesem sie selbst verdrängen lassen, um alle Zeugen, alle Spuren seiner Tat aus der Welt zu schaffen. Wie auf Verabredung stürmten die Küstenwächter mit einem Sprung gegen die beiden Pistolenlure an. Zwei Mann fielen. Im nächsten Augenblick war Alderman nieder